Mütter mit Kindern in Khor Abeche: *Eine Geisterstadt aus Ruinen, die Brunnen zerstört, die Tonkrüge zerschmettert*

SUDAN

„Tötet die Sklaven!“

In Afrikas größtem Staat herrscht ein Bürgerkrieg, dem bereits Hunderttausende zum Opfer gefallen sind. Doch die internationale Gemeinschaft zögert noch immer und schreitet nicht ein. Ein wesentlicher Teil der Unruheregion Darfur wird inzwischen von Rebellen kontrolliert.

Als das Unheil über Khor Abeche hereinbrach, saß der Ortsvorsteher Mohammed Abakir, 52, gerade mit seiner Zweitfrau Mariam Adam vor seinem Haus im Ostteil der Stadt und trank süßen Tee, was beiden womöglich das Leben rettete. Es war sechs Uhr morgens, die aufgehende Sonne fing gerade an, den kalten Nachtboden zu erwärmen, und ein leichter Wind trieb Wüstensand zwischen die Strohhütten. Da begann im Westen das Inferno.

Aus dem Morgendämmer marschierten camouflierte Krieger auf die Stadt mit ihren vielleicht 20 000 Einwohnern zu, gefolgt von den arabischen Banden der Dschandschawid, die auf ihren Kamelen und Pferden wie apokalyptische Reiter heranpreschten. Als Nachhut rumpelten Pickups und Lastwagen hinterher, besetzt mit Soldaten an schweren Maschinengewehren und Panzerfäusten.

Schon nach wenigen Minuten brannten Dutzende Hütten lichterloh. Dunkler Rauch kündete vom Schrecken, der am 7. April dieses Jahres Khor Abeche heimsuchen sollte.

Abakir sah, dass sich der Himmel schwarz färbte. Er nahm Mariam und die Kinder an die Hand und rannte so schnell er konnte in das hügelige Steppenland jenseits der Siedlungen. Wenig später kesselten die Angreifer die ganze Stadt ein, stürmten aus drei Himmelsrichtungen voran, entfachten einen Feuersturm und metzelten alle nieder, die ihnen über den Weg liefen – Männer, Frauen und Kinder.

In einer Höhle fanden Abakir und seine Familie Unterschlupf. Den ganzen Tag über hörten sie den Geschützdonner, die Salven aus den Kalaschnikows, die explodierenden Bomben, die von Antonow-Flugzeugen der sudanesischen Armee abgeworfen wurden, und die durchdringenden Schreie der Sterbenden. Erst am Nachmittag, gegen 16 Uhr, hörte der Schlachtenlärm auf. Gespenstische Stille legte sich über den Ort in der Bürgerkriegsregion Darfur.

Zu dieser Zeit hockte der Viehhirte Feisal Mohammed Wadi, 18, angsterfüllt hinter einem Felsen im Umland von Khor Abeche. Er hatte am Vortag die Rinder herausgetrieben, in der Hoffnung, in der felsigen Landschaft Gras zu finden, und sei es halb verdorrtes. Wieder einmal hatte er im Freien übernachtet, wofür er jetzt dankbar war.

Als endlich Ruhe eingekehrt war und wenig später ein Hubschrauber der Afrikanischen Union (AU) über den zerstörten Ort hinwegflog, wagte sich Wadi aus seinem Versteck und schlich zurück. Er irrte eine Weile hilflos zwischen den Ruinen der Lehmhütten umher. Erst als er die von MG-Garben durchsiebten Leichen seines Va-

FOTOS: THILO THIELKE / DER SPIEGEL

ters und seines Onkels vor jenem Aschehaufen fand, der einmal sein Zuhause gewesen war, begriff er allmählich, was geschehen war.

In einer langen Reihe von Massakern in Darfur ist Khor Abeche die vorerst letzte Stadt zwischen der südlichen Sahara und dem Gazellenfluss, die von den Dschandschawid und sudanesischen Regierungssoldaten dem Erdboden gleichgemacht wurde. Ihre schwarzafrikanische Bevölkerung vom Stamme der Saghawa, der Massalit, Birgid und Tundschur wurde umgebracht, sofern sie nicht fliehen konnte.

Als Rebellen der Sudan Liberation Army (SLA), die gegen das Regime in Khartum kämpfen, wenig später einrückten, fanden sie eine Geisterstadt vor. Etwa 80 Prozent der Behausungen waren abgebrannt, die meisten Brunnen zerstört, die Tonkrüge zerschmettert.

Selbst das spärlich ausgestattete Krankenhaus, das ein französischer Arzt bis wenige Tage vor dem Angriff betreut hatte, lag geplündert da. Vier Patienten, die zu schwach waren, um vor den Eindringlingen zu fliehen, waren von den Rollkommandos wie Vieh abgeschlachtet worden.

Auch das Flüchtlingslager am Rand der Gemeinde war leer. Etwa 12 000 Menschen hatten hier Schutz vor dem ewigen Terror in Darfur gesucht – bis er sie wieder einholte. Seither verbergen sie sich in der Savanne, wo viele ein langsamer Tod erwartet. Tagsüber klettern die Temperaturen auf über 50 Grad, nachts wird es bitterkalt. Die dürren, dornigen Akazien bieten nur unzureichend Schatten, und Wasser ist schon lange knapp. Seit jenem blutigen April-Tag ist noch kein Hilfskonvoi hierher vorgedrungen.

Was die Überlebenden von Khor Abeche zu berichten haben, ist allerdings nicht nur die Chronik eines absehbaren Todes. Es ist auch eine beschämende Geschichte über die kaum zu begreifende Untätigkeit der Weltgemeinschaft. Die weiß zwar genau, was im Westsudan geschieht, greift aber nicht ernsthaft ein, um die Kämpfe zwischen der islamistischen Zentralregierung in Khartum samt ihrer Dschandschawid-Helfer und der vorwiegend schwarzafrikanischen Bevölkerung im verarmten Westen von Afrikas flächengrößtem Staat aufzuhalten.

So setzt sich der Krieg fest in Darfur, auf eine Weise, wie er es zuvor auch im Süden des Landes getan hatte. Dort konnte er erst im Januar dieses Jahres, nach über zwei Jahrzehnten Barbarei und etwa zwei Millionen Toten, beendet werden.

Im Südsudan leben überwiegend schwarzafrikanische Stämme, im Norden Araber. Und obwohl es der südliche Landesteil ist, in dem Erdöl gefördert wird, profitierte großenteils der Norden von diesem Reichtum. Das schürte Hass. Dabei ist die Rebellion gegen Khartum aber auch ein Aufbegehren gegen die Scharia, das Gesetz, welches das Regime der radikalen Muslime gegen den Widerstand in allen Teilen des Landes durchsetzen wollte.

Im Gegensatz zum christlichen und animistischen Südsudan sind die afrikanischen Stämme Darfurs muslimisch. Ihre Bekehrung zum Koran hatte bereits vor Jahrhunderten begonnen. Viele Volksgruppen

sind hier seit langem sesshaft; sie bauen hauptsächlich Hirse und Sorghum an. Wer hingegen Viehzucht treibt, muss wegen der meist kargen Böden in Darfur ein Nomadenleben führen.

Weil das Weideland in den letzten 20 Jahren infolge von Dürren und der Ausbreitung der Wüste immer knapper geworden ist, kam es zu immer heftigeren Rivalitäten zwischen Bauern und Viehzüchtern. Die Konflikte gewannen dadurch an Brisanz, dass viele Kamel- und Rindernomaden mittlerweile arabisiert sind und sich nicht mehr als Afrikaner bezeichnen, sondern als Araber.

Die Regierung in Khartum nutzte diese Spannungen für ihre Interessen. Sie begann in den achtziger Jahren, die Nomaden zu bewaffnen. Jahrhundertelang hatten sie

Einzug von SLA-Rebellen in Dar al-Salam: *Amulette gegen Verwundungen*

vom Sklavenhandel gut gelebt, die ehemals „speertragenden Ochsenritter“, wie sie der Ethnologe und Sudan-Kenner Bernhard Streck nennt. Nun drängten sie nach Süden, wo das Land fruchtbarer ist. Schon 1991 wüteten die Eindringlinge in Darfur derart schrecklich, dass die „Sudan Democratic Gazette“ einen „genozidförmigen Angriff“ beklagte.

Der Kampf um Wasser und Weiden verschärfte sich in den neunziger Jahren, als die Regierung von Präsident Umar al-Baschir beschloss, die Arabisierung Darfurs voranzutreiben. Aus Hubschraubern heraus ließ sie Dörfer und Gehöfte beschießen, die Dschandschawid erhielten die Lizenz zum Töten. Als Rebellen der Sudan Liberation Army mit ihren Verbündeten im Februar 2003 zu den Waffen griffen, um sich gegen die ständigen Übergriffe zur Wehr zu setzen, entbrannte der opferreiche Bürgerkrieg vollends.

Aus der Rivalität um Ressourcen ist inzwischen ein Ausrottungskrieg entstanden. Das Washingtoner Außenministerium nennt die in Darfur begangenen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ längst einen „Genozid“. Amnesty International spricht von „ungesetzlichen Morden an Zivilisten, Folter, Vergewaltigung, Entführung, Zerstörung von Dörfern und Eigentum“.

Aus der Rivalität um Ressourcen ist mittlerweile ein Ausrottungskrieg entstanden.

Eine Kommission der britischen Regierung sowie verschiedene Hilfsorganisationen schätzen, dass zwischen 180 000 und 400 000 Menschen seit Anfang 2003 ums Leben gekommen sind. Von etwa sechs Millionen Einwohnern, die Darfur einst hatte, siechen zwei Millionen in hoffnungslos überfüllten Flüchtlingslagern dahin. 200 000 befinden sich im benachbarten Tschad.

Doch niemand greift ein. Die Uno, die Europäische Union, die Vereinigten Staaten – sie alle verweisen auf die Afrikanische Union. Die Afrikaner bestehen auf dem alleinigen Mandat für die Lösung des Konflikts – und sie lassen es sich gut bezahlen.

Allein die Europäische Union hat 92 Millionen Euro bereitgestellt. Die Deutschen steuerten zusätzlich 3 Millionen bei sowie Kommunikationsgerät für 100 000 Euro. Bei einer Geberkonferenz im Mai sagten Kanada und die USA zusammen 184 Millionen Dollar zu. Die Afrikanische Union dagegen tut kaum etwas. Die Zahl ihrer Friedenssoldaten will sie auf knapp 8000 Mann verdreifachen, aber dafür würden 460 Millionen Dollar benötigt, sagt sie. Bis zum nächsten Jahr sollen es 12 000 Soldaten sein – Kostenpunkt fast eine drei viertel Milliarde Dollar.

Einstweilen kostet ihre lähmende Untätigkeit ebenso wie die abwartende Haltung der Weltgemeinschaft immer weitere Menschenleben – Khor Abeche wäre zu retten gewesen.

Inmitten der Trümmer des Ortes steht Scheich Dawudalbeit Abdulbanat. Er trägt ein weißes Gewand und eine weiße Mütze, die beide langsam schwarz werden, weil der Wind unaufhörlich Asche aufwirbelt. Vor zwei Jahren, erzählt der Geistliche mit unbewegter Miene, hätten Regierungssoldaten die Araber vom Stamm der Massirija bewaffnet und ihnen den Auftrag gegeben, sie sollten „die Sklaven töten“.

Einen Monat vor dem Überfall auf Khor Abeche sei plötzlich ein Hubschrauber der Afrikanischen Union eingeschwebt und mit so großem Getöse im Ort gelandet, dass die Kinder angsterfüllt auseinander gestoben seien. Die Massirija planten etwas Schreckliches, habe der dem Helikopter entstiegene AU-Beobachter gesagt. Sie würfen den Einheimischen Viehdiebstahl vor und rüsteten nun zum Angriff auf Khor Abeche. Nur sieben Kilometer südlich, im Dorf Niteaga, sammelten sie sich in der Kaserne der Regierungstruppen.

Helfen allerdings müssten die Bedrohten sich schon selbst, warnte der uniformierte Abgesandte. Die AU habe kein Schutzmandat, ihre Soldaten seien lediglich Beobachter eines niemals verwirklichten Waffenstillstands. Den Einwohnern von Khor Abeche, die von solchen Feinheiten des Interventionsrechts wenig verstehen, riet er: „Ruft die Rebellen der SLA zu Hilfe.“

So geschah es, und eine Zeit lang patrouillierten tatsächlich ein paar martialisch aussehende Halbwüchsige durch die Straßen. Sie trugen verwegen gewickelte Turbane und waren schwer behängt mit verrosteten Kalaschnikows und Amuletten, die sie unverwundbar machen sollten.

Nach 20 Tagen zog die SLA-Truppe wieder ab. Den Hubschrauber der AU sahen die Menschen von Khor Abeche nur noch einmal, aus der Ferne.

Dann kamen die Killer, und erst am Tag danach trauten sich die Beobachter der Afrikanischen Union wieder in den Ort. Sie machten Fotos und verschwanden schnell.

Am 5. Mai, fast einen Monat nach dem Gemetzel, schlugen ein paar Dutzend nigerianische AU-Soldaten ihre Zelte in der Nähe der Ruinen auf. Sie bewachen seitdem vorwiegend sich selbst und verlassen ihr Camp allenfalls, um Schnaps und Frauen aufzutreiben.

Die Afrikanische Union hat gemeinsam mit den Vereinten Nationen eine Pressemitteilung über das Massaker herausgegeben. „Mit äußerster Erschütterung und Ungläubigkeit“, heißt es darin, habe man von dem „unbarmherzigen, einen ganzen Tag anhaltenden Angriff“ auf Khor Abeche Kenntnis genommen.

Es ist ein belangloses Stück Papier. Weder wurde die Bewaffnung der Araber durch die sudanesische Regierung erwähnt noch die Zusammenrottung in der Armee-

THILO THIELKE / DER SPIEGEL

Bewachte Wasserstelle im Norden Darfurs: *Kampf um Weideland*

kaserne oder die über der Stadt kreisenden Flugzeuge der sudanesischen Streitkräfte.

Ebenso wenig wurde erklärt, warum niemand eingeschritten war, obwohl die geplante Vernichtung der Stadt wochenlang im Voraus bekannt gewesen war. Offen blieb auch, warum die Beobachter der Afrikanischen Union die Nachrichten von der Zerstörung Khor Abeches nicht einmal glauben mochten, obwohl der Überfall ähnlich abgelaufen war wie Hunderte vor ihm.

Erst im Januar hatten dieselben Massirija-Marodeure das nur wenige Kilometer westlich gelegene Dorf Hamada verwüstet. 119 Menschen töteten sie, darunter viele Kinder, mehr als 60 Frauen wurden vergewaltigt. Der SLA-Rebell Ahmed Adam Suleiman, der die überlebenden Frauen fand und die Leichname bestattete, glaubt, die AU stecke mit der Regierung unter einer Decke: „Sie wissen genau, was hier vorgeht. Sie lassen es bewusst geschehen."

„Die Afrikanische Union weiß genau, was vorgeht. Sie lässt es bewusst geschehen."

60 Kilometer nördlich, in Dar al-Salam, hält ein Rebellenführer Hof. Minni Arkou Minawi, Generalsekretär der SLA, ist mit seinen Kameraden in den kleinen Ort eingerückt. Auf einem guten Dutzend vollbepackter Pick-ups hocken grimmig dreinschauende Wüstensöhne. Andere schleppen stolz automatische Waffen durch die Straßen und Panzerfäuste, deutsche G3-Sturmgewehre und jugoslawische Kalaschnikows. Von ihren Feinden in Khartum werden die Aufständischen verächtlich „Tora Bora" genannt, nach der sturmreif gebombten afghanischen Bergfeste des Terroristen Osama Bin Laden.

Die sandfarbenen Tücher, lässig um den Kopf geschwungen, lassen nur einen Spalt für die Augen frei. Es sind junge Männer, Teenager, die ihre Heldenrolle genießen. In Dar al-Salam („Haus des Friedens") glauben die Einwohner, die Anwesenheit der jugendlichen Draufgänger garantiere Schutz vor den arabischen Angreifern, deren Lager nicht weit entfernt sind. Dann und wann schießt einer der Guerilleros, trunken von der eigenen Stärke oder auch vom Dattelschnaps, eine Gewehrsalve in die Luft.

Nur auf ihren chinesischen Raketenwerfer müssen die aufständischen Beschützer heute verzichten. Der alte, von der sudanesischen Armee erbeutete Toyota, auf den er montiert war, gab irgendwo in der Halbwüste vor der Stadt seinen Geist auf. Nun paradieren die Rebellen mit ihren Geländewagen durch die Menschenmenge, die ihnen auf dem Marktplatz zujubelt.

SLA-Führer Minawi ist ein distanzierter, hagerer, uncharismatischer Mann. Normalerweise lebt er in Eritreas Hauptstadt Asmara, fernab der trostlosen sogenannten befreiten Gebiete, in denen es weder Strom noch feste Unterkünfte gibt. Heute jedoch versucht er sich als Volkstribun und spricht zu den staunenden Menschen, die so einen wie ihn noch nicht erlebt haben.

„Wir wollen 50 Prozent des sudanesischen Öls", ruft er in das knarzende Megafon. Bevor die Batterien endgültig ihren Geist aufgeben, schafft er es noch zu verkünden, die Rebellen befänden sich auf einem unaufhaltsamen Marsch Richtung Khartum.

Sie fühlen sich stark, seit sie Waffenlieferungen aus dem Ausland erhalten und die Zentralregierung zunehmend unter internationalen Druck gerät. Minawis Rebellen kontrollieren in Nord-Darfur einen Korridor, der vom Nachbarland Tschad bis hinunter nach Süd-Darfur reicht. In West-Darfur haben sie das Marra-Gebirge erobert, dessen Gipfel bis in 3000 Meter Höhe reichen.

Die Regierungsgarnisonen von Faschir, der wichtigsten Stadt im nördlichen Darfur, sind praktisch eingeschlossen, ebenso die in Nyala, Kutum und Mallit. Sie können nur noch aus der Luft oder mühsam mit eskortierten Konvois versorgt werden. Seit Khartum Aufstandsbewegungen im Nachbarland Tschad militärisch unterstützt, versorgt die dortige Regierung im Gegenzug die Darfur-Rebellen mit Waffen.

SLA-Führer Minawi macht die internationale Gemeinschaft mitverantwortlich für das Elend in Darfur. „Der Afrikanischen Union vertraut niemand hier", sagt er, „sie ist korrupt – ich kenne diese Leute, ich bin

THILO THIELKE / DER SPIEGEL

SLA-Rebellen auf einem Dorfmarkt
Jugendliche Draufgänger

HOLLANDSE HOOGTE / LAIF

SLA-Kämpfer, Kriegsopfer
Terror im „Land der Fur"

selbst Afrikaner." Die Organisation habe keine Erfahrung in der Krisenbewältigung, sie betreibe lediglich bürokratische Leichenzählerei.

„Wie viele Dörfer wurden direkt unter den Augen der AU zerstört?" Man wisse es kaum noch, entrüstet sich Minawi. Es sei Heuchelei, wenn die Welt einer inkompetenten Staatengemeinschaft die Verant-

wortung zur Lösung eines solchen Konflikts übertrage. Aus dem Massaker von Srebrenica und dem Völkermord von Ruanda habe offenbar niemand etwas gelernt.

Wen wundert es, dass sich die Aufständischen unter diesen Umständen nicht entwaffnen lassen wollen? Sie fühlen sich von der Welt allein gelassen und wollen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen.

Nichts deutet derzeit auf ein Ende der laut Uno „gegenwärtig schlimmsten humanitären Krise der Welt“ hin. Menschenrechtsorganisationen erhalten Hinweise darauf, dass die Aufständischen selbst Verbrechen begehen, dass sie Polizeistationen und Zivilisten überfallen. Auch die Rebellenbewegungen, sagt Human Rights Watch, seien „verantwortlich für direkte Attacken auf zivile Anlagen und für Tote und Verletzte unter der Zivilbevölkerung“.

Überdies ist die SLA zerstritten und droht auseinander zu brechen. „Land der Fur“ bedeutet Darfur, benannt nach den Stammesangehörigen der Fur, über die der Forschungsreisende Gustav Nachtigal Ende des 19. Jahrhunderts bemerkte, sie seien von „mittlerer Größe und unedlen Zügen; ihr Charakter ist hochmütig, jähzornig, rachsüchtig und zu Streit und Gewalttätigkeiten geneigt“.

Seit alters her leben auf dem Territorium Darfurs einige Dutzend Ethnien nebeneinander – nicht immer in Eintracht. Bereits im November kam es zu Kämpfen zwischen Fur und Saghawa. Fur kontrollieren das eingeschlossene Marra-Gebirge, Saghawa den wichtigen Korridor im Grenzgebiet zum Tschad, Massalit einen kleinen Streifen in West-Darfur.

Die Saghawa, allen voran der Generalsekretär, proben, so scheint es, nun die interne Rebellion gegen den Präsidenten der SLA, Abd al-Wahid, einen Mann der Fur. Der residiert überwiegend in Kenias Hauptstadt Nairobi und versucht von dort, seine Kämpfer per Satellitenhandy zu steuern. 300 000 Dollar vertelefonieren die Darfur-Rebellen nach eigenen Angaben jeden Monat.

Abd al-Wahid glaubt fest an einen gemeinsamen Sieg der zerstrittenen Rebellenfraktionen: „Die Regierung in Khartum ist isoliert wie einst das Apartheidregime in Südafrika. Das eint uns.“

Tatsächlich scheinen die Saghawa im Bruderzwist der Rebellen die Oberhand zu gewinnen. Der Nachschub aus dem Tschad, dessen Präsident Idriss Déby ebenfalls dem Stamm der Saghawa angehört, macht sie so mächtig.

Und so mangelt es Minawi auch nicht an Selbstbewusstsein. „Wir werden“, verspricht der Redner den Leuten in Dar al-Salam, „nicht eher ruhen, bis Khartum fällt und die Hauptstadt in unserer Hand sein wird.“

Thilo Thielke